

Ein Stück Brot und ein Zinksarg

Autor(en): **Silone, Ignazio / Kehrli, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **60 (1950-1951)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Zürcher Nähstube, die Ferien doch bei ihnen im Berghüsi zu verbringen. Wenn man ein wenig zusammenrücke, sei noch Platz am Tisch.

Wenn wir bedenken, dass viele dieser Zürcher Frauen schon seit zehn Jahren unentgeltlich und freiwillig Woche nach Woche, während der Sammlungen sogar Tag für Tag, für irgendeine Aktion des Schweizerischen Roten Kreuzes arbeiten und auch den Eifer nicht verlieren, wenn sie von den jährlichen grossen Kleider- und Wäschesammlun-

gen so belastet werden, «dass sie abends todmüde ins Bett sinken, als hätten sie den ganzen Tag Steine geschleppt», wenn wir bedenken, dass viele dieser Frauen schon über sechzig, eine 78 und eine sogar schon 85jährig ist, so können wir uns einer grossen Achtung, Bewunderung und Dankbarkeit nicht erwehren. Es sind ja immer wieder diese stillen und uneigennütigen Helferinnen und Helfer, die es dem Schweizerischen Roten Kreuz ermöglichen, seine grossen und mannigfaltigen Aufgaben zu erfüllen.

Ein Stück Brot und ein Zinksarg

VON IGNAZIO SILONE

Deutsch von Hedwig Kehrl

Die alte Bäuerin, die Steinhauer-Caterina, mit der sich in diesen Tagen die Behörden unserer Gemeinde befassen, ist keineswegs eine dumme oder irgendwie absonderliche Frau: sie ist eine Bäuerin wie viele andere mit all ihren Tugenden und Schwächen. Wenn die Vertreter der Obrigkeit unserer Gegend sie bis heute noch nicht kannten, dann einzig darum, weil sie sich stets nur um ihre eigenen und die Angelegenheiten ihrer Familie gekümmert hat, wie eine Ameise unter Ameisen oder wie ein Schaf in der Herde. Es will schon viel heissen, dem Hunger zu wehren, Kinder in die Welt zu setzen, sie zu ernähren; alles andere ist Versuchung, Eitelkeit, Narrheit.

Beim letzten Erdbeben verlor Caterina — ausser dem Esel — das Haus, den Mann und drei Söhne; ihr blieb nur mehr ein Sohn und ein verwitweter Bruder. Es war nicht das erste Beben, das unsere Gegend heimsuchte; denn tatsächlich kann man heute noch in unseren Bergen Trümmer von Häusern sehen, die bei früheren Erschütterungen zusammengestürzt sind; und sehr wahrscheinlich werden sich solche Katastrophen immer wieder ereignen. Nichts gibt es, das schrecklicher und zugleich natürlicher ist. Ohne irgendwelchen sichtbaren Grund beginnt die Erde zu erzittern, und Tausende von Häusern stürzen zusammen. Tausende von Familien gehen zugrunde. Und da keiner ohne Sünde ist, wagt auch keiner, sich darüber zu wundern oder sich dagegen aufzulehnen. Nein, die Trümmer werden fortgeschafft, die Toten begraben, und das Leben beginnt von neuem; neue Familien werden gegründet, neue Häuser erstehen, neue Dörfer.

So schaffte sich auch Caterina mit Hilfe ihres Sohnes und des Bruders Cosimo in wenigen Jahren allmählich wieder ein neues Heim; denn bekanntlich war auch der Bruder, wie alle Männer in dieser Familie, Steinhauer; er verstand sich aber auch

etwas auf die Maurerei. Tagsüber verdiente sich Cosimo sein Brot im Steinbruch, indem er Steine für die Beschotterung der Strassen zerkleinerte; abends jedoch und an Festtagen half er Caterina und ihrem Sohn beim Wiederaufbau des gemeinsamen Hauses, eines kleinen ländlichen Hauses mit einem Stall für den Esel im Erdgeschoss, mit Küche und zwei Kammern im ersten Stock. Ueberdies besass Caterina im Talgrund, in der Nähe des Flusses, auch noch ein Stück Gemüseland, und wenn sie weder im Haus noch beim Brunnen oder in der Kirche zu finden war, so befand sie sich bestimmt dort unten, um jenen kleinen Fleck Erde umzugraben. Auch noch in ihren alten Tagen, als der Sohn bereits erwachsen und nach väterlichem Brauch ebenfalls Steinhauer geworden, führte sie dieses mühselige Leben weiter. Aber eine kleine Familie, in der alle arbeiten, kann, selbst wenn die Mühe gross und der Verdienst karg, recht glücklich sein. Und wirklich, trotz des Alters gelang es Caterina und Cosimo, für den gemeinsamen Unterhalt aufzukommen, und so erlaubten sie auch dem jungen Burschen, seinen eigenen geringen Steinhauerlohn beiseite zu legen, um sich, so Gott es wollte, dereinst ein eigenes Heim zu gründen.

Eines Abends indes, gerade als die armen Leute es am wenigsten erwarteten, sandte ihnen das Schicksal einen Carabiniere ins Haus mit einem Schriftstück, das die Ankündigung eines neuen Krieges und den Befehl enthielt, die jungen Burschen zu den Waffen zu rufen. Kriege sind für arme Leute wie Erdbeben; keiner weiss, wann und wie sie entstehen, und nutzlos ist es, sich gegen das Schicksal zu sträuben. Gewiss konnte die alte Caterina nicht für ihren Sohn als Steinhauer einspringen, doch sie wollte sich auch nicht mit dem Gedanken abfinden, dass der kleine Sparquell für das Heim des Sohnes nun versiegen sollte. Daher arbeitete sie ihren Bruder so lange, bis er ihr er-

laubte, die Mühsal auf sich zu nehmen, den mit Steinen schwer beladenen Esel vom Steinbruch unten im Tal hinauf bis zur Fahrstrasse auf halber Höhe des Berges zu führen. Eine gute Strecke weit ging es über steinige, abschüssige Wege, durch einen Eichenwald; mehrmals im Tage hatte Caterina diese Wanderung zu machen. Und zudem, wohlverstanden, musste auch die Arbeit in ihrem Krautgarten besorgt werden; denn der Krautgarten, so sagen unsere Bauern, verlangt, dass der Mensch sich um ihn abrackere; täglich, unablässig will er von ihm gepflegt werden. Der armen Alten blieb daher kaum Zeit, ihre Gebete zu verrichten, ja, abends kam es zuweilen sogar vor, dass sie beim Beten des Rosenkranzes, von Müdigkeit übermannt, einschlummerte.

Als die Obrigkeit sich das erstemal um sie kümmerte, geschah dies auf ganz sonderbare Weise. Caterina und Cosimo sassen auf der Schwelle ihrer Hütte und waren eben daran, aus der Schüssel, die sie auf den Knien hielten, ihre Minestra zu löffeln, als der Carabiniere erschien.

Ohne viel Umstände zu machen, sagte er:

«Es ist da eine ziemlich ernste Anklage gegen Euch erhoben worden. Als Ihr heute nachmittag mit Eurem Esel durch den Wald geht, hat Euch ein Fremder angesprochen.»

Caterina blickte zu dem Carabiniere auf, neigte dann ihren Kopf zum Ohr des Bruders und fragte: «Spricht dieser Mann mit mir? Was will er?»

«Ja, mit Euch spreche ich», drängte der Carabiniere. «Ein Mensch, ein Fremdling, hat Euch angedreht, als Ihr vom Berg herunterkamt.»

«Und? Was ist dabei, da gibt es doch nichts zu leugnen?» meinte Caterina, indem sie ihre Schüssel neben sich auf den Boden stellte. «Ist das vielleicht nicht erlaubt?»

«Ihr habt ihm auch ein Stück Brot gegeben», fuhr der Carabiniere beharrlich fort.

«Ich glaube kaum, dass dies eine Sünde ist», sagte die Frau überrascht, «auf jeden Fall keine, die man beichten müsste, glaube ich.»

«Habt Ihr denn nicht bemerkt», sagte der Carabiniere, «dass es ein feindlicher Soldat war?»

«Feindlich? Was soll das heissen?» wandte sich die Frau neugierig an den Bruder. «Ein Feind?» fragte sie nun den Carabiniere. «Entschuldigt, ein Feind... von wem?»

«Unser Feind, und also auch der Eure», erklärte der Carabiniere, in Wut geratend.

«Mein Feind?» erwiderte die Frau verstört. «Verzeiht, aber ich habe den armen Mann bis heute nie gesehen, werde ihn vielleicht nie wiedersehen. Und zudem, damit Ihr es nur wisst, habe ich keine Zeit, mir Feinde zu machen. Jeder weiss, wie ich meinen Tag verbringe.»

«Kurz und gut», schrie der Carabiniere, «weil Ihr jenem Menschen Euer Brot gegeben?»

«Weil er Hunger hatte», sagte die Frau einfach,

ihren Bruder anblickend; «und, weil auch er, wie Ihr, der Sohn einer Mutter ist», fügte sie, sich an den Carabiniere wendend, bei. «Hättet Ihr nur gesehen, wie gierig er das armselige Stück Brot verschlang! Ich habe gewiss keinen Grund, mich dieses kleinen Almosens zu rühmen, glaube auch nicht, mich dessen schämen zu müssen.»

«Mit anderen Worten, Ihr gesteht also, ihm das Brot gegeben zu haben», schloss der Carabiniere verdriesslich.

«Für mich», sagte die Frau, «gilt nur eines: Tue recht und scheue niemand!»

Schroff aber wurde sie bei diesem Wort von ihrem Bruder unterbrochen. Es war, als ob ein Stummer plötzlich zu reden begänne: «Wir», sagte er, «wir haben nichts zu gestehen, wirklich gar nichts. Wir sind müde und wollen jetzt schlafen gehen; etwas anderes haben wir nicht zu sagen.»

Etwas nachdenklich blieb der Carabiniere stehen, dann sagte er: «Es tut mir leid, es bleibt mir nichts anderes übrig, als dies zu Protokoll zu nehmen; ihr versteht alle beide nichts davon, ich aber muss mich selbst zu schützen suchen.»

Er musste nicht so schlecht sein, dieser Carabiniere, denn er liess sich eine Zeitlang nicht mehr blicken; und Caterina vergass schliesslich über ihrem mühseligen Leben die seltsame Begegnung jenes Tages und das lächerliche Vorgehen der Obrigkeit.

Ein paar Monate später jedoch tauchte der Carabiniere wieder auf, und zwar genau zur gleichen Zeit wie das erste Mal, während Caterina und ihr Bruder auf der Türschwelle ihre Minestra assen. «Ich muss Euch sagen», wandte er sich lächelnd an Caterina, «dass sich in der Zwischenzeit verschiedene Dinge geändert haben, so dass auch die Sache, deren man Euch beschuldigt hat, heute kein Vergehen mehr ist, sondern... das Gegenteil.»

Caterina näherte ihren Kopf dem Ohr des Bruders und fragte: «Spricht er mit mir, dieser Mann? Was will er von mir?»

«Ja, mit Euch rede ich», erwiderte der Carabiniere lächelnd. «Ich muss Euch sagen, dass sich in der Zwischenzeit manches geändert hat.»

«Was hat sich denn geändert?» schrie der Bruder. «Nichts hat sich geändert. Die Steine sind immer noch hart, der Regen immer noch nass.»

«Die Dinge in der Stadt haben sich geändert», erklärte der Carabiniere.

«Wir lesen keine Zeitungen», antwortete Caterina misstrauisch. «Wir sind arme Leute und haben genug an unseren eigenen Sorgen.»

«Ja, die Dinge haben sich geändert», wiederholte der Carabiniere beharrlich. «Jene, die einst unsere Feinde waren, sind jetzt unsere Verbündeten, und unsere einstigen Verbündeten sind nun unsere Feinde. Darum ist das, was vor einigen Monaten noch ein Vergehen schien...»

«Entschuldigt», unterbrach ihn Caterina, «glaubt

Ihr wirklich, dass es sich noch lohnt, über jenes armselige Stücklein Brot zu reden? Ich versichere Euch, es war nur ein Stück Brot, schwarzes Brot, wie wir Bauern es essen; und ein ausgehungertes Mensch hat es verzehrt. Wollt Ihr mir wiederum das Herz schwer machen mit dieser so natürlichen Sache?»

«Im Gegenteil», suchte der Carabiniere ihr klarzumachen, «Ihr habt eine Belohnung verdient, eine Auszeichnung, eine Verdienstmedaille. Ich rate Euch, ein Gesuch an die oberste Behörde zu richten; denn ich muss Euch wiederholen, dass sich inzwischen vieles geändert hat, so auch die Art und Weise, Gutes und Böses zu unterscheiden.»

«Mein Sohn», sagte Caterina mitleidig, «wie soll sich denn das Gute und das Böse ändern lassen? Wie stellst du dir das vor?»

Der Bruder jedoch verstand es anders und fragte den Carabiniere: «Gut; Ihr versichert uns, dass die Dinge heute anders stehen; wenn sie aber wiederum ändern sollten? Mit andern Worten, seid Ihr wirklich sicher, dass diese Änderungen unwiderruflich sind?»

Der Carabiniere suchte seine Verwirrung hinter einem Zornausbruch zu verstecken: «Kurz und gut», schrie er Caterina an, «Ihr verzichtet also auf die Medaille?»

Die arme Frau suchte ihn zu beschwichtigen. «Ich habe sie ja bereits», erklärte sie, «ich besitze sie doch, die Jubiläumsmünze des Heiligen Jahres 1900; ich erhielt sie, als ich in meiner Jugend nach Rom pilgerte. Ist es an einer Medaille denn nicht genug? Ich würde sie Euch zeigen, hätte ich sie nicht meinem Sohne, als er in den Krieg zog, in Verwahrung gegeben.»

Dann kam der Sommer 1945, und die Soldaten kehrten allmählich zu ihren Familien zurück; so begriffen die Bauern, dass der Krieg zu Ende war. Um den heimkehrenden Sohn auf der Schwelle ihres Hauses erwarten zu können, begann Caterina ihr Gemüseland und den Steintransport immer mehr zu vernachlässigen. Aber die Tage vergingen, und der Sohn säumte immer noch, heimzukehren. Eines Abends indes brachte einer die Nachricht, dass er gefallen sei. Wie? Wann? Wo? An der Todesnachricht war bestimmt nicht zu zweifeln, die Einzelheiten darüber aber lauteten recht verwirrend. Zwei Wochen lang, wie es die Sitte heischt, sah und hörte man nichts mehr von Caterina, die, eingeschlossen in ihrem Hause, mit ein paar Frauen aus der Nachbarschaft, nur ihrem Kummer lebte. In diesen Tagen suchte der Bruder über das Unglück etwas Bestimmteres zu erfahren. Es gelang ihm jedoch nur zu ermitteln, dass der Neffe unweit des Dorfes gefallen, als der Krieg bereits zu Ende ging oder schon zu Ende war, und zwar nicht in einer Schlacht, vielmehr in irgendeinem kleinen Scharmützel oder in einem Zweikampf ... Eine etwas unbegreifliche Geschichte.

«Wo haben sie ihn begraben?» fragte Caterina. «Irgendwo auf freiem Feld oder auf einem Friedhof?»

Sie lief zum Pfarrer, um sich Klarheit oder Rat zu holen, doch er konnte ihr nicht helfen. «Dieser Krieg», meinte er, «war viel komplizierter als alle früheren; der eine wurde in die Brust, der andere in den Rücken getroffen.»

Caterina überwand jede Schüchternheit und ging auch zum Gemeindegemeinsekretär. «Ich möchte wenigstens wissen», sagte sie demütig, «ob man meinen Sohn in geweihter Erde begraben hat.»

«Eine solche Wissbegierde ist mir unverständlich», antwortete der Beamte. «Was für ein Unterschied ist da schon? Er ist nun einmal tot!»

Darauf suchte Caterina den Soldaten auf, der ihr die Todesnachricht gebracht hatte. Mit ihm und mit dem Esel wanderte sie eines Morgens nach jener Gegend, in der sich das Unglück ereignet hatte. Nach einer Woche sah man die beiden zurückkehren; der Esel aber war mit einem langen, schweren Zinkkasten beladen, den sie auf den Dorffriedhof trugen.

«Hättet Ihr ihn nicht liegen lassen können, wo er begraben war?» sagte der Friedhofwächter ziemlich ärgerlich. «Nun muss ich die Gemeinde benachrichtigen.»

«Er lag nicht auf einem Friedhof», sagte Caterina. «Man hat ihn einfach in eine Grube geworfen ... in einem Kastanienwald ... mit vielen andern zusammen ...»

«Ist er's auch wirklich?» fragte der Wächter. «Bist Du sicher?»

«Ganz sicher», antwortete die Mutter. «Er trägt am Halse noch die Jubiläumsmedaille, die ich ihm beim Abschied anvertraute.»

«Ein prächtiger Sarg!» sagte der Wächter voll Bewunderung. «Muss ein schönes Stück Geld gekostet haben!»

«Es war sein Geld», erklärte Caterina, «das Geld, das er für seine Hochzeit beiseite gelegt hatte.»

Dann kehrte die Frau nach Hause zurück und legte sich zu Bett, denn sie war zum Umfallen müde. Cosimo sass daher allein auf der Türschwelle, als der Carabiniere wieder erschien.

«Wo ist Eure Schwester?» fragte er. «Genügt es nicht, dass ich hier bin? Sprecht mit mir», antwortete Cosimo.

«Eure Schwester hat sich gegen das Gesetz vergangen, sogar gegen verschiedene Gesetze. Die Ueberführung der Leiche ist nicht nach gesetzlicher Vorschrift vorgenommen worden.»

«Es ist ihr Sohn», erklärte Cosimo.

«Sie hat sich sofort dem Richter zu stellen», fuhr der Carabiniere fort. «Sie wird kaum ihrer Strafe entgehen. Wo ist Eure Schwester?»

Der Carabiniere trat einen Schritt vor, um ins Haus zu gehen; Cosimo aber stellte sich breit vor

die Türe. Er hatte ein Messer in der Hand. Schweigend, unbeweglich standen sich die beiden gegenüber. Die geringste Gebärde der Angst oder der Vorsicht hätte genügt, den Streit zu entfachen. Da aber trat aus dem Dunkel des Hauses Caterina. Die Aermste vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten.

«Was ist los?» fragte sie. «Wer verlangt nach mir?»

Die beiden Männer schwiegen verlegen.

«Was wünscht Ihr?» fragte die alte Frau den Carabiniere. «Seid Ihr es wieder?»

Irgend etwas musste man doch sagen.

«Er hat sich in der Türe geirrt», erklärte der Bruder. «Was hätte ein Carabiniere in diesem Haus wohl zu suchen. Wir haben unsere Angelegenheiten immer noch selbst geregelt.»

So machte sich der Carabiniere auf und davon.

Mitmenschen bitten... wer antwortet?

Das Hilfswerk der Landeskirche in Württemberg gibt uns Kenntnis vom grossen Wunsch eines Blinden, eine sogenannte Blindenuhr zu erhalten, da er ohne Uhr sehr behindert sei. Wir Sehenden vermögen uns schwerlich vorzustellen, was es heisst, keinen einzigen Lichtschimmer aufnehmen, den Wechsel von Tag zur Nacht und von der Nacht zum Tag nie wahrnehmen zu können, Stunde nach Stunde, Tag nach Tag, Monat nach Monat und Jahr nach Jahr unerbittlich von tiefster Dunkelheit umgeben zu sein. Uns Sehenden ist es möglich, bei hellem Wetter auch ohne Uhr die ungefähre Zeit am Stand der Sonne abzulesen. In der Stadt finden wir zudem auf Schritt und Tritt Uhrwerke an Tünnen oder Häusern. Dem Blinden aber ertrinkt die Zeit in der Finsternis.

Eine Blindenarmbanduhr würde dem Bittenden grosse Erleichterung bedeuten. Wer ist bereit, ihm diese Hilfe zu gewähren?

*

In einem kärntischen Krankenhaus für aus der Heimat vertriebene Menschen möchten einige der Patienten eine Musikkapelle bilden. Sie sind musikalisch, spielten früher ein Instrument, mussten aber Hab und Gut zurücklassen. Heute sind sie unterstützungsbedürftig und viel zu arm, um Musikinstrumente kaufen zu können. Sie wenden sich deshalb über das Schweizerische Rote Kreuz an Schweizer Familien, ob diese ihnen nicht eine Laute, Mandoline, Zither, Harmonika, Violine oder Gitarre schenken könnten, die vielleicht irgendwo in einem Schrank oder gar auf dem Estrich liegen und nicht mehr gebraucht werden. Statt verstaubt und vergessen keinem zu nützen, könnte dieses oder jenes Instrument den Patienten des kärntischen Krankenhauses grosse Freude bereiten. Das Schweizerische Rote Kreuz nimmt gerne solche Musikinstrumente entgegen, um sie nach Kärnten weiterzuleiten.

*

Ein betagtes deutsches Ehepaar in der Nähe von Dresden wendet sich in grosser Not an das Schweizerische Rote Kreuz. Die Frau ist 71 Jahre alt, der Mann 70 und schwerkriegsgeschädigt. Der ganze Besitz ist verloren gegangen, und die alten

Leuten müssen von einer schmalen Altersrente von monatlich 78,30 DM leben. Sie bitten das Schweizerische Rote Kreuz, einen Menschen für ihr schweres Schicksal zu interessieren, der mit ihnen brieflich in Verbindung treten und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen würde. Nun warten sie hoffend und bangend auf eine Antwort. In diesen schweren Nachkriegsjahren leiden die Alten in den kriegszerstörten Gegenden ganz besonders empfindlich. Wer ist bereit, das Los dieser beiden Leuten ein wenig zu mildern?

*

Ein junges Ehepaar in Leipzig möchte mit einem Schweizer Ehepaar oder mit einem schweizerischen Einzelmenschen brieflich in Verbindung treten. Der Mann ist Jurist und 29 Jahre alt, die Frau Apothekerin und 27 Jahre alt. Sie haben soeben ihr erstes Kind erhalten. Dem jungen Paar liegt daran, mit Menschen eines neutralen Landes sprechen zu können, wenn dies auch nur brieflich möglich ist, um Gedanken «über die Grenzen» auszutauschen. Es wartet gespannt auf unsere Antwort. Wer hätte Lust, mit dieser Familie in Leipzig in Verbindung zu treten?

*

Eine deutsche evangelische Flüchtlingsfamilie möchte mit einer Schweizer Familie in briefliche Verbindung treten. Jene Familie besass früher 200 ha Land, eine Motorwalzenmühle sowie eine Oelmühle; sie hat alles zurücklassen müssen. Heute ist sie gänzlich verarmt. Der Vater ist herzleidend und ohne Arbeit. Liebevolltes Teilnehmen am schweren Los, ein Beistehen mit Rat und Tat durch eine Schweizer Familie würde der heimgesuchten Familie von unschätzbarem Werte sein. Ist jemand bereit, diese Tat der Nächstenliebe zu übernehmen?

*

Drei Flüchtlingsbuben — Herbert, Gerhard und Lothar — mussten auf der Flucht ihre gemeinsame Handharmonika zurücklassen, der sie seither ständig nachtrauern. Den gänzlich verarmten Eltern fehlt das Geld, den drei Knaben diesen Verlust zu ersetzen. Vielleicht erinnert sich dieser oder jener Leser unserer Zeitschrift an eine längst vergessene Handharmonika aus den Jugendjahren, die heute